



Zwischen Donau und Schwarzem Meer: die Kolonien der Dobrudschadeutschen

1939 lebten rund 17 000 Deutsche, davon etwa 80 % Bauern, in 30 Dörfern - darunter Karamurat, Malcoci, Kobadin und Tariverde - mitten im Völkermosaik südlich des Donaudeltas. Stammesmäßig Schwaben, die über Südrussland nach 1840 zugewandert waren, konnten sie auf 100 Jahre deutschen Lebens in der Dobrudscha zurückblicken, im Geburtenreichtum an der Spitze aller Völker Europas. 1940, kurz vor dem Ausbruch des Krieges mit der Sowjetunion, wurden die Dobrudschadeutschen nach Mitteleuropa ausgesiedelt, unter anderem in das Wartheland, nach Lothringen und in die Südsteiermark. Von dort wanderten viele weiter nach Übersee.

Die Dobrudscha, ein Landstrich am Schwarzen Meer, der sich vom Donaudelta nach Süden bis nach Bulgarien erstreckt, ist seit alters her Durchgangsgebiet. Als Einfallstor für alle Völkerstämme, die aus Nord und Ost gen Süden zogen, wurde sie der Schauplatz vieler Kämpfe. Von den Durchwanderern blieben immer Reste zurück, und so nimmt es nicht wunder, dass sich die Bewohner des Landes aus 21 verschiedenen Nationen zusammensetzten. Trümmer aus alten Zeitaltern decken das Land. Konstanza, die bedeutende Handelsstadt steht auf den Überresten der altgriechischen Hafenstadt Tomi, die vor nahezu 2500 Jahren Beherrscherin des Schwarzen Meeres war.

Unter den Hügeln des Landes ruhen die Gebeine von Königen und Helden aus grauer Vorzeit. Aus der Römerzeit finden wir Überreste von Steinwällen, die einst Trajan zur Sicherung seiner Grenzen angelegt hat. Byzantiner wurden als Herrscher von Genuesen abgelöst. Magyarische Stämme, Russen, Rumänen, Walachen, Tataren und Türken stritten um Herrschaft und Boden. Dünn besiedelt blieb der Landstrich. Geregelter Ackerbau, fester Grundbesitz entwickelten sich erst ungefähr von der Mitte des 19. Jahrhunderts an, als deutsche Kolonisten hier den Boden unter den Pflug nahmen.

Nicht unmittelbar aus Deutschland sind deutsche Siedler in dieses Land gekommen, sondern die Großfamilien der deutschen Bauern in Südrussland gaben von ihrem Menschenüberfluss auch hierher ab. Als jenseits des Dnjestr und im Bessarabischen das Land knapp zu werden begann, wanderten seit 1840 unternehmungslustige Jungbauern nach der Dobrudscha, wo der von türkischen Adligen verwaltete Boden billig zu erwerben war. Während in der russischen Kolonisationsperiode geschlossene Dörfer mit Deutschen systematisch angelegt und entstanden waren, sind hier deutsche Kolonisten ohne staatliche Hilfe, ja ohne gemeindlichen Zusammenhalt als einzelne in tartarischen Dörfern ansässig geworden und haben die fremden Bewohner allmählich ausgekauft.

Manchmal war es auch möglich, ganze Dörfer von den türkischen Herren zu erwerben. Man ließ sich Besitztitel ausschreiben, bezog zunächst die alten Häuser, wählte einen Schulzen, und so entstanden deutsche Dörfer wiederum in einem fremden Raum.

Da die deutschen Siedler mit Beginn des Zweiten Weltkrieges ihre Wahlheimat verlassen mussten, stützen wir uns hier auf einen Bericht von Emil Fischer, der 1915 die „Schwaben in der Dobrudscha“ besuchte:

Gelegentlich eines Jagdausfluges, der längere Zeit währte, habe ich zum erstenmal die Schwabendörfer südlich von Konstanza kennen gelernt. Aber schon bevor die Donaubrücke bei Cernavoda gebaut war, habe ich die Dobrudscha (bis Konstanza) besucht. Den Norden der neuen rumänischen Provinz lernte ich von Galatz aus kennen.

Auf meinen Kreuz- und Querzügen durch das Land hatte ich die „Schwaben“ in mein Herz geschlossen. Ich sah, wie sie, fern der deutschen Kultur, Mangel litten im Verkehr mit deutschem Wesen und wie besonders ihr Schulunterricht litt. Aus eigenen Mitteln, durch Zuwendungen von Freunden, endlich durch eine ansehnliche Spende der da-

maligen deutschen Buchhandlung C. Müller & Storck (Bukarest) machte ich mehrere große Ballen zusammen, die mit Tafeln, allerhand Schreibzeug, Lieder-, Märchen- und Gesangbüchern und Kalendern gefüllt waren. Da waren die Grimmschen und Hauffschen Märchen dabei und „Tausendundeine Nacht“. Aber auch rumänische Bücher hatte ich eingepackt, ja auch zwei türkische Sprachlehren. Schillers Werke, Darstellungen aus Deutschlands Geschichte waren natürlich auch nicht vergessen.

Und da ich den großen Baummangel der Dobrudscha kannte, so versuchte ich ihn - wenigstens für einige Schwabendörfer - dadurch abzuwehren, dass ich mir aus Erfurt eine gehörige Menge Akazien- (Robinia-) Samen kommen ließ - auch Essigbaum - und weiße Maulbeere wurde dazugepackt. Außerdem nahm ich eine gehörige Menge von passendem Blumen- und Gemüsesamen (Melonen, Gurken) mit.

So ausgerüstet langte ich nochmals bei meinen Schwaben (südlich von Konstanz) an und verteilte meine Schätze. (Zu meinem Bedauern erfuhr ich nachher, dass der Prediger aus religiösen Bedenken alle nicht streng kirchlichen Druckwerke einzog - selbst die Grimmschen Märchen - und den Bauern nur die Schreibrequisiten und die paar Gesangbücher überließ. Selbst die Bibeln sollen ihm verdächtig gewesen sein, offenbar weil er zur sabbatinischen Sekte in Beziehungen stand.)

Die Zahl der Schwaben in der Dobrudscha (im alten und neuen Teil) kann mit 6000 bis 7000 Seelen angenommen werden. Zu zwei Drittel sind sie evangelisch, zu einem Drittel römisch-katholisch. Im Norden der Provinz sprechen sie durchschnittlich Plattdeutsch, im Süden Schwäbisch, sie stammen dort von Westpreußen, Pommern und Posen, hier aus der Pfalz, aus dem Elsass, aus Baden und Württemberg. Die wenigsten jetzt noch lebenden Schwaben sind in Deutschland geboren. Die ersten Ansiedler kamen anfangs der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts aus Südrussland, wo sich schon ihre Vorfahren unter der Kaiserin Katharina und Alexander I. niedergelassen hatten. Ihr Anführer war Adam Kühn, „Vater Kühn“, geboren in Deichholländer bei Gnesen im Jahre 1807.

Viel Ungemach hatten die deutschen Kolonisten zu erdulden, als sich in der Nähe Tscherkessen aus dem Kaukasus ansiedelten. Von diesen wurden sie oft so gründlich ausgeplündert - das nackte Leben wurde ihnen zwar meistens gelassen -, dass ein großer Teil der deutschen Bauern sich wiederum auf die Wanderschaft begab, freilich aber nicht lange darauf ganz verarmt zurückkehrte. Endlich brachen mit Rumäniens Einverleibung der Dobrudscha (1878) ruhige Zeiten an. Die Tscherkessen zogen ab, vorher aber, am 23. Juni 1877, nahmen sie noch eine Generalplünderung vor, bekannt unter dem Namen „der Hammer“, so dass den Kolonisten fast nur das nackte Leben blieb. Selbst die Kirche wurde diesmal erbrochen und ausgeplündert.

Im Jahre 1912 wurde auch den Schwaben der Dobrudscha das rumänische Bürgerrecht verliehen, das ihnen - und gerade nur ihnen - lange genug vorenthalten geblieben war. Nun konnten sie sich der friedlichen Arbeit auf ihrem Acker ungestört hingeben; manche haben es schon zu erfreulichem Wohlstand gebracht. Diese Änderung der politischen Lage hat aber auch eine unangenehme Folge gehabt. Die Schwaben sind nun - mit wenigen Ausnahmen - rumänische Staatsbürger geworden. Dem rumänischen Nationalstaat liegt aber daran, rumänische Schulen im Land zu haben und nicht den deutschen Unterricht zu fördern. Die deutsche Gemeindeschule verlor mit einem Mal ihre frühere Bedeutung, und die Staatsschule belegte jetzt - auch äußerlich sichtbar - die deutschen Schulhäuser mit Beschlag, so dass sich z. B. die Atmageaer - neben dem in den 70er Jahren erbauten - ein neues kleines Schulhaus schaffen mussten. Auch wurde der rumänische Unterricht anfänglich sogar im Betsaal der Gemeinde erteilt. Allmählich entstanden in den Dörfern staatliche Schulgebäude, und man hat sich an den meisten Orten dahin verständigt, dass auch der deutsche Unterricht in den Räumen der Staatsschule zu bestimm-

ten, von der rumänischen Schulbehörde festgesetzten Stunden stattzufinden habe. In den meisten Schulen beschränkt sich der deutsche Unterricht auf zwei Stunden täglich, je eine auf die obere und untere Abteilung, so dass in den Siedlungen nur eine Stunde deutscher Unterricht am Tag anfällt. Wir haben in der ganzen Dobrudscha etwa 656 deutsche Schulkinder.

Es lässt sich denken, wie wenig in einer einzigen Stunde geleistet werden kann, und wäre der Lehrer selbst ein Pestalozzi. Eine Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden zu erreichen, ist unmöglich gewesen. Die Unterrichtsbehörde hat sich unzugänglich erwiesen. Ein solcher Unterricht aber kann nicht viel mehr leisten, als den Kindern notdürftig Deutsch lesen und schreiben und ein wenig biblische Geschichte und Katechismus beizubringen. Man muss deshalb noch an andere Einrichtungen denken, um den deutschen Unterrichtsstoff zu vermehren; Sonntagsschulen, Fortbildungsunterricht, sonntägliche Christenlehre, an der die Konfirmierten noch zwei Jahre lang teilnehmen müssten, u. dgl.

Der Kampf um die Erhaltung des Deutschtums wird kein leichter sein, da die rumänische Behörde in den meisten schwäbischen Dörfern auch Kleinkinderschulen errichtet hat. Die Folge davon beginnt sich schon zu zeigen. Unter sich, bei ihren Spielen, fangen die Kinder schon an, Rumänisch zu sprechen, und auf der Straße begegnet man schon oft ihrem Gruß in rumänischer Sprache.

In der Weltabgeschiedenheit der Dobrudscha, hineingestellt zwischen stockfremde Völkerschaften, hat die Schwaben eine Neigung zum Sektenwesen überkommen. Zumal da ihnen eine andere als die religiöse Lektüre (Bibel, Katechismen) auch kaum zur Verfügung stand. So haben wir denn unter ihnen Sabbataner, Adventisten und Wiedertäufer. Die Sabbataner verschmähen den Wein, den Tabak und das Schweinefleisch. Ihr Festtag ist der Samstag. Das Alte Testament steht bei ihnen in weit höherem Ansehen als das Neue. Die Anabaptisten nehmen die feierliche Taufe im See von Mangalia vor. Die adventistische Bewegung hat begonnen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Man kann sich keine fleißigere, flinkere und treuere Dienstmagd denken als eine Sabbatanerin. Aber wehe der Hausfrau am Samstag. Da rührt die Sabbatanerin keinen Finger, was in einem Haushalt gewiss kein Vergnügen ist.

Die Schwaben sind die fortgeschrittensten Ackerbauer in der Dobrudscha. In neuester Zeit haben sie angefangen, allerhand verbesserte Pflüge, Mäh- und Dreschmaschinen einzuführen, namentlich seit der Gründung einer Agrarbank; doch hat die tatarische Steinwalze, die von 6 bis 8 Pferden auf dem ausgebreiteten Getreide im Kreis herumgezogen wird, noch in den meisten Dörfern ihre Herrschaft behauptet. Es ist ganz interessant, den Leuten dabei zuzusehen. Die Männer tragen mit Vorliebe Stiefel, die bis zum Knie reichen, weite schreiend-rote Hemden und breite russische Mützen. In den mond hellen Nächten wird ohne Unterbrechung durchgearbeitet. Dabei erklingen eigentümlich getragene - fast kirchlich anmutende - Gesänge, und die ganze Nacht hindurch kommt die Zugharmonika nicht zur Ruhe, die oft mit aner kennenswerter Geläufigkeit gespielt wird.

Angebaut wird mit Vorliebe Gerste, Weizen, Mais, Leinsamen und Raps. Die besten Pferde und das solideste Fuhrwerk besitzen unstreitig die Schwaben. Ihre Dörfer sind schon von weitem zu erkennen. Die Straßen sind breit und gerade, oft mit Bäumen (Akazien) bepflanzt. Die Häuser sind aus großen lufttrockenen Ziegeln, aber auch aus Bruchsteinen errichtet. Das hohe Dach ist mit Stroh, Schilf, Schindeln oder Blech gedeckt. Glasfenster sind allgemein gebräuchlich. Die Höfe sind überall geräumig. Stallungen, Backöfen, Speicher und sonstige Vorratsräume sind genügend vorhanden. Der Haus- und Gemüsegarten fehlt wohl nirgends.

Die Häuser, auch ihre Dächer, selbst die Planken und Mauern der Umfriedung sind, nach russischem Geschmack, häufig ultramarinblau (seltener grün) angestrichen. Nahe am Dorfe ist gewöhnlich eine weitläufige Tiertränke hergerichtet, wie sie auch schon bei den tierfreundlichen Türken beliebt war, nur ist alles größer und solider ausgefallen. Auch Ziehbrunnen gibt es, anständig mit Schwungrad und mit zwei Eimern.

Das Klima der Dobrudscha hat schon dem verbannten Dichter Ovid nicht allzu sehr behagt. Jahraus, jahrein sturmdurchbraust, im Winter starke Fröste und reicher Schneefall, im Sommer tropische Hitze, vom September bis tief in den April häufig dichte Nebel. Im Norden und im Süden, namentlich in der Neudobrudscha, gibt es ausgedehnte Eichen-, Linden-, Ahorn- und Eschenwälder. Der sogenannte Deliorman (tatarisch: der verrückte Wald) in der neu erworbenen bulgarischen Dobrudscha hat ja einen alten Ruf.

Naturhistorisch gehört die Dobrudscha zu den interessantesten Gegenden Europas. Sie beherbergt noch zahllose große Raubvögel (Adler und Geier), Flamingos, drei Arten Schildkröten, ungewöhnlich große Schlangen, überaus interessante seltene Käfer und Schmetterlinge. So klein die Dobrudscha ist, so besitzt sie doch selbst Säugetiere, die ihr eigentümlich sind und die nur dort vorkommen, z.B. einen kleinen Hamster, eine Blindwühle (Spalat), einen kleinen Marder, der den Namen seines Entdeckers Mustella Dombrowski trägt, einige Mäuse und eine Fledermaus. Vielleicht gehört sogar ein Nerz (Sumpfpotter) hierher. Nicht minder eigenartig ist die Flora.

Heute ertönt der deutsche Laut noch immer in der Dobrudscha, auch bei der kirchlichen Feier. Hoffen wir, dass er niemals ersterben wird . . .

Abschiedsgruß eines Dobrudschadeutschen

*Zwischen Donau und Schwarzmeerstrand
liegt unser geliebtes Heimatland.
Wer dort geboren und dort gelebt,
es treu in seinem Herzen trägt,
dankbar er allzeit dessen gedenkt,
was die Dobrudscha ihm einstmals geschenkt.
Heimatland, wir grüßen Dich!
Der allmächtige segne Dich.
daß nach uns ein glücklich Los
andern werd' in Deinem Schoß.*

Herbert Hahn

Der Bericht ist der 1988 erschienenen Broschüre „Rumäniendeutsche zwischen Bleiben und Gehen“ entnommen, die vom „Verein der Deutschen im Ausland (VDA)“ herausgegeben wurde.

Er erschien in „Der Dobrudschabote“ 25. Jahrgang, Heft 81, Mai 2001

Seite 21